

Mozarts Rechenkunst der Liebe

THEATER Kann eine Saison schöner eröffnet werden als mit einer festlich applaudierten Aufführung von Mozarts «Le nozze di Figaro»? So viel Wissen um den Menschen, so viel Können auf der Bühne.

«Vorhang auf!» heisst es sonst zum Beginn der Spielzeit. Die Inszenierung des Theaters Heidelberg, das nach der «Tosca» vor zwei Jahren zum zweiten Mal mit dem Musikkollegium eine Saison eröffnete, liess den Vorhang beiseite. Bühne und Zuschauerraum gehören zusammen, und man nahm gleichsam Platz im Palast des Grafen Almaviva. Dieser ist auch zeitlich aus dem Ancien Régime in die Nähe gerückt, wobei sich Kostüm und Ambiente der 60er-Jahre für die junge Regisseurin Nadja Loschky ja auch schon sehr historisch ausnehmen müssen.

Der Palast als Parteizentrale eines ehrgeizigen Politikers. Gerade zwingend wirkt das nicht, aber es ist ein Setting (Ulrich Leitner und Violaine Thel), das nun mal – wenn auch schon abgegrast – state of the art der Inszenierung historischer Stücke ist. Und es bewährt sich auch hier, weil sich Nähe zur Gegenwart und Distanz für die artifizielle Komödiantik die Waage halten. Die Mozart-Komödie mit ihrem mehr oder weniger skurrilen und dubiosen Personal und den aberwitzigen Situationen, in die es seine Intrigen hineinmanövriert, erweist sich als Unterhaltungstheater, wie es die Boulevardbühne nicht besser bietet.

Grobes Geschütz, feine Züge

Aber Mozarts Musik hat auch ihre feinen Adern, sie versteht die Rechenkunst der Liebe in allen Dimensionen. Die Inszenierung überhört sie alles in allem nicht. Da gibt es zwar manchmal zu viel Betrieb neben dem Ariengesang, und die sadistische Quälerei Cherubinos zu Figaros legerer Ironie des «Non più andrai» etwa wirkt reichlich überzogen. Aber wenn der Fokus stimmt, erlebt man

auch tolle Momente: Die ins Grotteske ausufernde Arienwut Almavivas, der über die von Antonio liebevoll gepflegten Pflanzentröge herfällt, ist ein Kabinettstück. Eine szenisch stimmige Lösung findet die Regisseurin für die «Rosenarie» der Susanna im Doppelspiel mit der Gräfin, und sehr schön in die Stille gesetzt sind die Versöhnungsmomente. Dass Graf und Gräfin dann doch auch wieder behutsam zueinander auf Distanz gehen – solch feine Züge der

Personenführung zeigen das Gespür der Regisseurin für Mozarts Menschlichkeit, die das Wunder dieser Oper ausmacht.

«Prima la scena»

Das Wunder ist die Sache der Musik, wie sie alles Reden und Tun, alle Emotionen und Reaktionen registriert. Mit Elias Grandy, dem jungen neuen Heidelberger Generalmusikdirektor, ist sie in besten Händen, äusserst differenziert im dynamischen Spektrum, unterwegs mit teils rasanter, aber stimmiger Tempodramaturgie, etwa im ingeniosen zweiten Aktfinale, und dabei offen für den sängerischen Atem. Das Musikkollegium

spielt mit grosser Flexibilität, mit griffiger Attacke der Streicher und der Sensibilität seiner Bläser, die allerdings manchmal auch zu sehr im Hintergrund bleiben.

«Prima la scena» scheint Grandys Devise zu sein, und die Aufführung ist denn auch in weiten Teilen ein Abend der Protagonisten, die spielerisches und sängerisches Können perfekt verbinden. Rinnat Moriah als anmutige, auch rabiante Susanna möchte man zuerst nennen. Unübertrefflich, wie sie mit ihrem feinen, aber kernig soliden Sopran die «Rosenarie» ausphrasierte. Berührend kontrastiert Irina Simmes dunklerer Sopran für die Gräfin Almaviva

und ihre schwermütigen Arien. Dass die dritte Frauenstimme sich als die eines Mannes entpuppte, gehört zu den Besonderheiten der Inszenierung, die den Cherubino nicht mit einem Sopran, sondern mit einem Countertenor besetzt. Kangmin Justin Kim lässt die Differenz in der beweglichen, aber nicht immer präzis intonierenden Stimme weniger merken, als wenn er dann mit nacktem Oberkörper agiert und die handfeste Begierde der Gräfin weckt.

«Progresso» ist der Name der Partei, für die Almaviva steht. Schliesslich hat er das «Jus prima noctis» offiziell abgeschafft. Aber umso mehr zeigt er sich als

der alte Adam. Gockel- und gekkenhaft gespielt, aber mit virilem und durchschlagskräftigem Bariton ausgestattet, liefert Ipča Ramanović eine komödiantisch hervorragende Männersatire. Ähnlich James Homann als wahrer und sympathischerer Figaro, der einem im Parteibetrieb etwas funktionslos vorkommt. In diesem wimmelt es von allerhand durchwegs prägnant gezeichneten Chargen, wichtigen und weniger wichtigen in diesem Mozart-Bestiarium. *Herbert Büttiker*

Weitere Aufführungen im Theater Winterthur am 29. und 30. 9. sowie am 2. 10.



Im zweiten Anlauf funktioniert die Intrige der Frauen, und Almaviva (rechts aussen), der eine Lektion verdient, steht ziemlich blöd da.

Glück auf Bestellung

SALZHAUS Funktioniert das Liebesglück umso besser, wenn eine Maschine den passenden Partner wählt? Die Theatergruppe «und Gabi war dagegen» zeigt mit «Happy Land» ein aktuelles Stück.

Es macht Spass, im Internet zu bestellen. Wenn die Dinge dann eintreffen, werden manche vielleicht sogar etwas wie Glück empfinden. Aber das Lebensglück zu zweit, gibt es auch das auf Bestellung? Immer mehr Menschen müssten die Frage wohl bejahen, denn sie vertrauen sich rechnergesteuerten Paarvermittlungen an. Im Stück «Happy Land» untersucht der Winterthurer Theaterverein «und Gabi war dagegen» die Frage mit einem selbst entwickelten Stück. Heute ist Premiere, aus Termingründen ausnahmsweise im Salzhaus. Vor einem Jahr führte die Gruppe im Gaswerk, wo sie auch probt, den Klassiker «Geschlossene Gesellschaft» von Jean-Paul Sartre auf.

Harmonie in Extremform

In «Happy Land» leben sechs Menschen auf einer Insel der Glückseligkeit. Ihre Persönlichkeit wurde «gescannt», die Auswertung der Daten ergab drei Paare. Das Leben auf der Insel verläuft extrem harmonisch. Allerdings nicht besonders spontan, wie man schnell merkt, sondern nach festen Ritualen, die Sicherheit bieten. Alle machen alles auf dieselbe Weise, gelacht wird, wenn

alle lachen. «Es ist schon super, wenn alles nach Plan läuft», meint einer am Frühstückstisch. Und stellt dann gleich die entscheidende Frage: «Seid ihr wirklich glücklich in euren Beziehungen?»

Für das Stück hat die junge Theatergruppe unter der Anleitung der angehenden Theaterpädagogin Franziska Beck zunächst unzählige Texte rund um die Themen Alltag, Beziehung und Glück geschrieben. Dabei wurde ebenso improvisiert wie dann beim Stück, das daraus entwickelt wurde. Beck sieht sich denn auch weniger als Regisseurin, sondern vielmehr als Pädagogin, die mit den Ideen arbeitet, die die Spielenden schon in sich tragen: «Um sie zuzulassen, muss man die kritische Stimme in sich zum

Schweigen bringen.» Die Gruppe orientierte sich an der Methode des «szenischen Schreibens» von Lorenz Hippe.

Szenische Vielseitigkeit

Der ganze Raum ist ins Spiel einbezogen. Mal tanzen die Spieler auf der Bühne, mal stehen sie verteilt im Konzertsaal, wo jeder für sich Formeln spricht, die ihm im Kopf herumspuken, Satzketzen wie «Eine Frau sein», «Eigentlich ist doch alles in Ordnung» oder «Endlich Feierabend». Das Stück «Happy Land» wirft einen Blick ins Hirn der Alltagsmenschen.

dwo

Happy Land: Heute, 20 Uhr, Salzhaus, Untere Vogelsangstrasse 6. Zudem Di, 29. 9., und Mi, 30. 9.



Partnerwahl per SMS: Szene aus «Happy Land».

Marc Dahinden

Der Uraufführungen-Sammler

NEUE MUSIK Ruhestand ist für den Geiger Hansheinz Schneeberger ein Fremdwort. Zusammen mit zwei weiteren Violinisten tritt der 89-Jährige morgen beim Eröffnungskonzert der Reihe Musica aperta auf.

Sie fristet ein Schattendasein beim breiten Publikum: die zeitgenössische Musik. Ab und zu versucht zwar ein Arnold Schönberg, Alban Berg oder Pierre Boulez die Gunst des Publikums zu erobern, doch stets in funktionierende Klassik-Evergreens eingebettet. Nicht so die Winterthurer Konzertsreihe Musica aperta. Frech mischt sie seit nunmehr 16 Jahren die Klassikszene auf. Im Konzert von morgen setzt sie auf Geigenvirtuosen, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

Diese drei Violinisten decken fast die ganze Geschichte der zeitgenössischen Musik ab: Daphné Schneider, 24 Jahre, Egidius Streiff, 48 Jahre, und der lebenserfahrene Hansheinz Schneeberger. Mit 89 Jahren zählt er nicht nur die meisten Geburtstagsstriche, seine Erfahrungen reichen tief in die Anfänge der zeitgenössischen Musik hinein.

Es war auch eine spannende Zeit, als Schneeberger 1926 auf die Welt kam, Schönberg war in der Blüte seines Schaffens, und Alban Bergs monumentales Werk liess auch nicht mehr lange auf sich warten. Schneeberger stürzte sich mit Begeisterung auf diese

neuen Werke. Das war gar nicht immer so einfach – Referenzaufnahmen gab es keine.

Selten Entdeckungen

Heute ist er sich dies gewohnt, seine Vita weist Uraufführungen auf von Béla Bartók, Frank Martin oder Klaus Huber. Trotzdem ist er dieser neuen Musikrichtung gegenüber auch kritisch eingestellt. «Ich verfolge nach wie vor die neue und neueste Musikszene aufmerksam, aber wirkliche Entdeckungen mache ich da eher selten.» Schweizer Komponisten haben es ihm hingegen angetan. Diese Bewunderung scheint gegenseitig zu sein, grosse Namen haben ihm Werke gewidmet.

So auch der Basler Balz Trümby. «Trümby hat mir ein Stück zu meinem 75. Geburtstag geschrieben. Ich war so begeistert davon, dass ich ihn dazu anregte, weitere Stücke zu einer Suite zusammenzufügen.» Daraus entstand «Intertwined Path», Stücke, die Schneeberger in Winterthur spielen wird. «Sie sind sehr kunstreich und gehören für mich in der neuesten Zeit zu den Gipfelwerken für Sologeige», so Schneeberger.

Singend spielen

Dieser Kunstreichtum fordert seinen Preis, die Suite ist äusserst anspruchsvoll zu spielen. Verschiedene Spielarten lösen sich ab, Ponticello (am Steg spielen), Col legno (Spiel mit der Bogenstange) oder das technische schwierige Zupfen mit der linken

Hand. Ist dieses Werk auch eine Herausforderung für den Zuhörer? «Trümby gehört zu den Komponisten, die so schreiben, dass man bereits beim ersten Mal Hören viel aufnehmen kann», sagt Schneeberger. «Sein Kompositionsstil ist recht komplex, mit reichen Ornamenten versehen, aber die Musik ist von einem erfüllten Ausdruck getragen und vermag den Hörer unmittelbar zu berühren.»

Berühren soll auch ein weiteres Schweizer Stück. In Jürg Wytenbachs Werk «Trois chansons violées» – aufgeführt von Daphné Schneider – muss die Interpretin nicht nur spielen, sondern gleichzeitig auch singen können. «Wytenbach ist vielleicht der eigenwilligste Schweizer Komponist überhaupt», beschreibt Schneeberger den Berner Musiker. «Was er ergreift, sei es theatralische Aktion oder Wortspielerei und Sprachwitz, wird in unwiderstehlicher Art und oft hintergründigerweise in seiner Musik umgesetzt.»

Dass die drei Musiker auch im Verbund spielen können, zeigen sie in Heinz Holligers Werk «Duöli für zwei und meh Giige ou zum Mitsinge und Mitpfyffe». Für seine Enkelin geschrieben, fangen die Stücke ganz profan an, um sich dann technisch immer mehr zu steigern. *Simon Huwiler*

Violin Summit: Dienstag, 29. 9., 20 Uhr, Villa Sträuli, Museumsstrasse 60.